Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt"
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstraße 66; Filiale Königstadt: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt" nebst „Handels-Zeitung", sowie dem illustrirten Witzblatt „ULK", der feuillet. Montags-Beilage „Zeitgeist", dem Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle" und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft" vierteljährlich 5 Mark 25 Pf., Ausland excl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M. pränumerando). — Inserate à Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger" 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 388. Berlin, Mittwoch, den 3. August 1892. XXI. Jahrgang.

Die Neutralität der Schweiz.

Seitdem die Schweiz begonnen, ihre großen Durchmarschstraßen durch permanente Werke abzuschließen, ist wiederholt die Frage der Neutralität der Schweiz in politischen Blättern und Reden erörtert worden, am meisten vielleicht in der Schweiz selbst. Wir betrachteten diese Erscheinungen bisher nicht mit der politischen Lupe, schon darum nicht, weil jene Erörterungen nur zu deutlich sich als Leistungen von Privaten darstellten, welche ihren Wünschen und Besorgnissen Ausdruck verliehen. Neuerdings ist der Gegenstand aber auch in Glarus vom Bundespräsidenten Hauser in einer von lebhaftem Beifall begleiteten Rede und vom schweizerischen Obersten Frey behandelt worden, so daß die Frage dadurch eine gewisse politische Zugkraft erhalten hat. Ob die Ursachen, weshalb diese beiden Herren dem Gegenstande nicht ausweichen zu sollen glaubten, nur in der Broschüre des italienischen Generals Marcelli und in den Aufsätzen eines „alten Schweizers" in der „Frankfurter Zeitung" beruhen, oder ob für Beide Gründe vorgelegen haben, die in schweizerischen Regierungskreisen in der letzten Zeit als der Angelpunkt der äußeren Politik gelten, mag ununtersucht bleiben; nur so viel dürfte aus der Gesammtheit der Erscheinungen hervorgehen, daß die Schweiz energisch rüstet. Und sie rüstet energisch, weil man dort ihre Neutralität bedroht meint, weil man glaubt, daß diese Neutralität in dem jetzigen Zustand der schweizerischen Wehrkraft nicht aufrecht erhalten werden könne. Denn es kommen als äußere Folgen der inneren Triebfedern nicht nur die permanenten Befestigungen in Betracht, sondern zugleich alle Bestrebungen, welche auf die größere Operationsfähigkeit des Heeres dadurch abzielen, daß man die gesammte Wehrmacht nach und nach dem noch bestehenden Doppelzustande der Kantone und des Bundes entziehen und sie in die Centralgewalt des Bundes allein legen will. Die Eintheilung in Armeekorps, welche scheinbar damit nichts zu thun hat, ist faktisch ein Schritt in dieser Richtung. Die bessere „Veranlagung" der Arsenale u. s. w. gehört gleichfalls hierher. Wenn man also offenbar in schweizerischen Regierungskreisen die Neutralität der Schweiz im Augenblick bedroht glaubt und sich deshalb erhebliche Opfer auferlegt, so müssen dieselben Kreise doch wohl auf einem Wege die Ueberzeugung erlangt haben, daß irgend eine Nachbarmacht in einem Kriegsfalle zwischen dem Dreibund und Frankreich-Rußland die schweizerische Neutralität nicht zu achten gesonnen wäre. Wer könnte nach der politischen Vergangenheit, den politischen Wünschen für die Zukunft und der militärischen Lage wohl diese Macht sein?

Als einst auf diese Dinge in den siebziger Jahren die Sprache kam, äußerte der Feldmarschall Moltke: „Wer sich die Schweiz zum Feinde macht, muß darauf rechnen, einer starken, wohlorganisirten, von Vaterlandsliebe beseelten Miliz im Felde zu begegnen." Diese wohlorganisirte Miliz kann unter den eigenthümlichen Verhältnissen der Schweiz in der That zu einem unerwünschten Gegner werden.

Wenn der Feldmarschall das aber öffentlich äußerte, dann dürfte es logisch gedacht sein, daß Deutschland schon aus rein militärischen Gründen seine Lage durch Nichtachtung der schweizerischen Neutralität nicht zu verschlechtern gesonnen sein kann. Damals bestand freilich der Dreibund noch nicht, allein es liegt nicht das mindeste Anzeichen vor, daß man seitdem von dieser Auffassung abgewichen wäre; im Gegentheil muß die strategische Lage der Schweiz den Dreibundmächten nothgedrungen die Ueberzeugung aufzwingen, es am besten der anderen Partei zu überlassen, sich die wohlorganisirte Miliz „zum Feinde" zu machen. Und keine dieser Mächte würde dem Dreibunde einen Dienst erweisen und im Sinne seiner Strebungen handeln, falls sie zu einer anderen Auffassung gelangen sollte und sich mit anderen Absichten trüge. Wir halten das lediglich vom militärischen Standpunkte aus für vollständig ausgeschlossen; der Dreibund ist zudem ein politisches Defensivverhältniß koordinirter Staaten und kein Offensivbund, welcher seine militärische Aktion mit einer Grenzverletzung — sei es der Schweiz, sei es Belgiens — beginnen würde. Allerdings mag man zugestehen, daß in Folge der Wohlgemuth-Affaire und ihrer üblen Paß- und Zollplackereien das Verhältniß zwischen Schweizern und Deutschen stark getrübt wurde, und daß Nachklänge davon jetzt noch bestehen; indessen bis zu den beiderseitigen Regierungen ist diese Trübung nicht fortgeschritten.

Daß Deutschland noch immer der Schweiz freundschaftlich gegenübersteht, ist im Handelsvertrage ersichtlich geworden, und es ergiebt sich militärisch aus der Zulassung schweizerischer Offiziere zur Erlernung des Dienstes im deutschen Heere; und daß Deutschland und folgerichtig der Dreibund nicht an eine Verletzung der schweizerischen Neutralität denkt, lehrt schlagender als alles Andere die Richtung, in welcher es die militärische Leistungsfähigkeit seiner Eisenbahnen gesteigert hat und im Begriff ist, es zu thun. Trüge Deutschland sich mit anderen Plänen, so würde das Netz eine andere Richtung genommen haben und dem Reiche viel wohlfeiler zu stehen gekommen sein. Vor diesen Thatsachen verblassen die verleumderischen Unterstellungen der französischen Presse und solcher Schweizer, welche vielleicht erst dann von ihren französischen Sympathien geheilt werden, wenn ein zweiter Masséna ihnen die französische republikanische Brüderlichkeit nahe gerückt haben sollte.

Ein anderer Punkt kommt deutscherseits hier ebenfalls zur Sprache: man hört und sieht nichts von denjenigen Maßnahmen, welche dem Dreibunde doch sehr nützlich sein könnten, falls er die Neutralität der Schweiz nicht zu achten gesonnen wäre. Es ist nämlich kein Stein für eine Sperre oder eine Festung oder einen Lagerplatz in der Richtung der Schweiz von Seiten Deutschlands verbaut worden, während doch selbst ein Laie vielleicht die Punkte östlich des Rheins finden würde, wo das geschehen müßte, wenn Deutschland sich in günstige Aufmarschverhältnisse der Schweiz gegenüber setzen wollte, mit der späteren Absicht, durch die Schweiz zu operiren. Dem gegenüber möge der Leser das heutige Eisenbahn- und Festungsnetz des südöstlichen Frankreich betrachten.

Von Lyon über Besançon bis Belfort hat Frankreich sich auf den Hauptoperationsrichtungen unmittelbar mit einem „eisernen" Gürtel vor die Thore der Schweiz gelegt, und die Fortsetzungen der Linien von diesen drei Waffenplätzen führen in drei leistungsfähigen, fast parallelen Operationslinien der Länge nach durch die Schweiz, um entweder auf einer Seite oder zu beiden Seiten des Bodensees in das vollständig offene Deutschland einzubrechen. Hinter diesen Operationslinien liegt das halbe Frankreich, und das Netz seiner Eisenbahnen mündet so deutlich auf diese Front ein, daß wir dieses Kapitel den Quasselern und Faselern des „Figaro" und anderen Ignoranten weniger zu beschauen empfehlen als den Schweizern selbst. Diese Sprache ist deutlicher als jede andere.

Außer diesen von Blinden zu greifenden Thatsachen spricht der ganze Lauf der Geschichte und der Politik gegen irgend etwas Feindseliges, was Deutschland gegen die Schweiz planen könnte. Preußen hat erst 1849 das Herzogthum Neufchâteau freiwillig an die Schweiz abgetreten. Man mag über den politischen Akt denken, wie man will, von Seiten Frankreichs würde er nicht geschehen sein. Weder Oesterreich noch Preußen haben auf dem Wiener Kongreß auf der Einverleibung Basels in den deutschen Staatenbund bestanden, trotzdem das erzielbar gewesen sein würde, wenn man darauf großen politischen Werth gelegt hätte. Oesterreich und Preußen haben ihre Positionen an der Schweiz aufgegeben. Ob das richtig war oder nicht, bleibe jetzt aus dem Spiele, jedenfalls geschah es, weil ihre Politik naturgemäß parallel neben der schweizerischen herläuft und nicht sie zu durchkreuzen sucht. Von den Burgunderkriegen an bis in die neueste Zeit ist dagegen die Schweiz von den französischen Brüdern bis aufs Mark ausgesogen worden; noch bis heute sind in der Schweiz alle Wunden, welche ihr die französischen Marschälle geschlagen, nicht geheilt. Angesichts solcher Lehren und angesichts der deutlichen Vorbereitungen von Seiten des westlichen Nachbars sollte die Schweiz doch nicht im Zweifel darüber sein, von welcher Seite ihre Neutralität in Frage gestellt werden kann und aller Wahrscheinlichkeit nach wird. Eine französische Offensive gegen die deutsche Rheinfront ist aussichtslos, eine solche mit dem Ziele auf den Bodensee ist es nicht! Ohne eine Offensive kann Frankreich aber keine „Revanche" nehmen.

Man muß annehmen, daß sowohl die politische wie die militärische Spitze in der Schweiz diese Dinge so sieht, wie sie hier entwickelt worden sind; wenn dem aber so ist, und wenn die Schweiz selbst Werth auf die Neutralität legt, deren Hauptstützen doch wohl nur naturgemäß im Dreibund beruhen, alsdann sollte in der Schweiz selbst — vor allen Dingen von Seiten der Regierung oder solcher Kreise, welche ihr nahe stehen — Alles vermieden werden, was die Schweizer bereits im Frieden zu Aeußerungen hinreißen kann, deren Spitzen deutlich erkennbar wären. Das ist keine politische Neutralität mehr, und militärisch müssen sich daraus, falls sich dergleichen wiederholen sollte, die unausbleiblichen Konsequenzen ergeben. Freilich hätten wir gewünscht, sowohl der Italiener mit seiner

Im neuen Hause.

(Schluß.) Von (Nachdruck verboten.)
Georg Bendler.

Charlotte war, wie oftmals in der letzten Zeit, in sehr elegischer Stimmung. Für sie schien es keine Hoffnung mehr zu geben; das Schicksal hatte sie auch gar zu rauh angefaßt! Was nützte es ihr, daß sie die Belagerung von Straßburg fast auswendig wußte! Ihr Gedächtniß konnte man ihr ja nicht rauben; aber ihr Leben war nun einmal verfehlt! Schon sah sie sich nur noch als des Neugeborenen alte Tante und gelobte, sich des Kleinen anzunehmen, ihm eine zweite Mutter zu sein. Denn Helene mit ihren glänzenden Gaben, die konnte wohl — das Herz krampfte sich ihr bei dem Gedanken zusammen — andere Leute bezaubern, aber sich ganz den Mutterpflichten zu widmen, dazu gehörte doch mehr.

Während so Bitterniß ihr junges Herz durchzog, ahnte sie nicht, was im anderen Zimmer vorging.

Der Hauptmann war dort eingetreten und hatte Helenens Hand ergriffen. Sie standen sich Beide wieder gegenüber, Helene hatte Zeit genug gehabt, sich auf diesen Augenblick vorzubereiten; und doch mußte sie mit aller Gewalt an sich halten, um ihm nicht zu zeigen, welchen Eindruck sein Wiedererscheinen auf sie übte. Voll Herzlichkeit begrüßte er sie und sie dankte ihm, daß er ihren Wunsch erfüllt hatte und so früh gekommen war.

Und nun ging sie gerade aufs Ziel los: „Später sollen Sie mir erzählen, wie sie die letzten Monate verlebt haben; zuerst aber will ich Ihnen Rechenschaft geben über den Auftrag, den Sie mir am letzten Tage Ihrer Anwesenheit ertheilt haben."

Er sah sie fragend an.

„Sie erinnern sich nicht mehr? Ei ei, war es so wenig ernst gemeint? Denken Sie doch einmal nach! Haben Sie mir nicht etwas zur Obhut empfohlen? Die blauen Augen, die so schüchtern in die Welt blicken? Nun wohl, das ist Alles noch unversehrt vorhanden."

Er sprang auf: „Sie hatten mich verstanden?"

„War das so schwer?" fragte sie dagegen und zwang sich zur Tapferkeit. „Ich dächte, Sie waren deutlich genug. Wenn ich Ihnen damals nicht gleich antwortete, so geschah es nur deshalb, weil doch solche Dinge ernstlich überlegt werden müssen; und dann war mir die Rolle, die Sie mir übertrugen, noch etwas zu neu. Heute, in meiner neuen Würde, bin ich vielleicht besser dazu geeignet. Wenn Sie also Ihren Wunsch inzwischen nicht geändert haben, so kann Ihnen vielleicht geholfen werden."

Der Hauptmann ergriff bewegt ihre Hand: „Meine liebe Freundin, das wollen Sie für mich thun?"

„Bedürfen Sie denn meiner Hilfe? Sind Sie nicht Herr Ihrer Entschließungen?"

„In diesem Falle nicht," entgegnete er ernst. „Denn, damit Sie es wissen, ein solches Glück durfte ich nur aus Ihrer Hand annehmen oder ich mußte verzichten. Das war mein unabänderlicher Entschluß."

„Sie sind mein guter Freund," sagte sie, „und dafür danke ich Ihnen." Das war Alles. Sie hatten sich verstanden.

Helene öffnete die Thür nach dem Zimmer, wo sich Charlotte aufhielt, und ohne sich zu zeigen, rief sie mit lauter Stimme hinein:

Charlotte, hör' mich einmal an: Hier befindet sich der Herr Hauptmann von Uechtritz. Er hat gehört, daß Dir seine Belagerung von Straßburg durch einen höchst beklagenswerthen Zufall abhanden gekommen ist. Nun will er Dir Ersatz dafür leisten und bietet Dir statt der verlorenen Schrift den Verfasser selbst an. Wenn Du damit einverstanden bist, so will er es Dir persönlich wiederholen."

Die kleine Charlotte glaubte eine Stimme aus himmlischen Höhen zu vernehmen; aber ehe sie sich noch regen konnte, erschien in dem Thürrahmen Helenens Gestalt; hinter ihr wurde Uechtritz sichtbar. Helene trat zu dem fassungslosen, keines Wortes fähigen Mädchen, hob sie sanft empor und führte sie zu dem Hauptmann, der die Arme ausbreitete, sie zu empfangen. Dann schob sie die Beiden von der Schwelle fort in das Zimmer zurück und mit den Worten: „Vielleicht erlaubt Ihr jetzt, daß ich mich zurückziehe!" schloß sie die Thür.

Der Herr Hauptmann von Uechtritz konnte wiederum von einer eroberten Festung erzählen. Wenn er aber dabei von überwundenen Schwierigkeiten und harten Kämpfen berichtet hätte, so wäre er über die Grenzen wahrheitsgetreuer historischer Forschung hinausgegangen und hätte sich einer argen Uebertreibung schuldig gemacht.

* * *

Helene war wieder zu ihrem Kinde getreten. Sie fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen, als wollte sie damit die Vergangenheit auslöschen, der sie soeben einen Abschluß gegeben hatte, schmerzlich und läuternd zugleich. Ihr war, als wäre sie in den letzten Augenblicken gewachsen. Das Kind lag ruhig und befriedigt da und schaute aus hellen Augen in die Welt, — in die Zukunft.

„Auch Dir werden die Rückblicke einst nicht erspart werden. Mögest Du überwinden, wie Deine Mutter."

Da wurde die Thür aufgerissen und Ernst stürmte hinein:

„Weißt Du schon die große Neuigkeit? Charlotte —"

„Hat sich Uechtritz verlobt," ergänzte sie mit ruhiger Stimme.

„Das weißt Du schon?" fragte er erstaunt.

„Ich habe sie ja selbst dort eingesperrt. Du siehst, es hat geholfen. Ich komme nun allmälig in das Alter, wo das Heirathsvermitteln zur Leidenschaft wird."

„Das hättest Du gethan?" rief Ernst mit verklärtem Gesicht; „Du Engel!" Er fiel ihr um den Hals und drehte sie vor Entzücken mehrere Male wie im Tanze herum, immer wiederholend: „O Du, O Du!"

Sie sah ihn lächelnd an: „Was willst Du nur immer mit Deinem O Du? Ueberrascht es Dich denn gar so sehr, daß ich um das Glück Deiner Schwester besorgt war?"

„Das ist es nicht, Helene, aber daß es auf diese Art geschehen ist, macht mich glücklicher, als Du ahnen kannst."

Er sprach dies mit einem Ernste, der ihm sonst fremd war. Helene empfand es und sah ihm nicht ohne Zagen in's Gesicht, als wollte sie den Sinn seiner Worte darauf lesen.

„Ja," fuhr er fort, „jetzt kann ich es Dir sagen. Schon als ich Uechtritz zuerst sah, weißt Du, an jenem Mittag, und als Du nachher so — nicht so freundlich als sonst gegen mich warst, da ging mir ein Gedanke durch den Kopf. Mir fiel ein, was Du mir damals im Hotel am Alexanderplatz erzählt hattest. Und wie dann Uechtritz zu uns kam, wußte ich, wer er war, noch ehe Du es mir mitgetheilt hattest."

„Und wie kamst Du auf diesen Gedanken?"

„Durch die Veränderung in Deinem ganzen Wesen. Glaubst Du denn wirklich, daß mir so etwas entgehen konnte? Und noch mehr: Es war mir auch sehr bald klar, daß er Dir nicht gleichgiltig geblieben war! Glaub' es mir nur, Helene, ich habe schlimme Zeiten durchgemacht!"

Sie senkte den Blick: „Aber warum hast Du mir nie davon gesprochen?"

Er antwortete ebenso: „Weil Du es mir verschweigen wolltest und ich Dir vertraute. Sieh', Helene," fuhr er fort und seine biedere grade Natur kam in dem Ton der Stimme zum Ausdruck, „ich dachte mir: Es ist plötzlich Alles so ganz anders in ihrem Leben geworden, da muß sie sich erst durchkämpfen. Ich kann ihr nichts bieten, als meine Liebe; darum muß ich abwarten, ob sie überwinden kann und ich darf warten, weil ich ihr eben vertraue."

„Und wenn ich nun," — ihre Stimme stockte und sie suchte mühevoll nach einem Ausdruck, — „wenn ich nun nicht überwunden hätte" —

„So hätte ich Dich ziehen lassen, ohne Groll und hätte Dich